

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 212. Bromberg, den 14. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(14. Fortsetzung.) ——

„Was Sie sagen! Eine Wachtel? Wüßte nit, wann ich einmal wieder eine bei uns gehört. Es scheint den Tierlein bei uns zu kalt geworden zu sein. So vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren hatten wir sie immer da. Hast du eigentlich schon einmal eine Wachtel gehört, Mariele? Nit? — Herr Lehrer, nehmen Sie das Mariele mit. Ist ja nur ein paar Schritte. Das mußt du hören. Es heißt immer: Fürchte Gott, und heute Abend heißt's: Fürchte dich nit! — Ich muß umdrehen. Der Vater wartet. — Gute Nacht."

Langsam gingen die zwei jungen Menschen das Dorf hinab. Minna Korn kehrte auf den Hof zurück. Der Bauer saß, wo er gesessen, las keine Zeitung, wie er gern nach der Arbeit tat, sondern paffte und grübelte und grollte in sich hinein.

Mit raschen Schritten trat seine Frau auf ihn zu.

„Sinnst du noch immer, Vater?"

„Nein. Auf dich gewartet hab ich. Hat lange genug gedauert. — Hast gewiß dem — Mädel abgebeten."

„Ach nein, das mach selber. Ich hab ihr nit weh getan. Bin nit einmal mit bis zum Berteles Häusel gegangen, hab das Mariele bloß dem jungen Lehrer überantwortet."

Heinrich Korn sah seine Frau verwundert an.

Die nickte ihm zu. „Er will nach den Bärenäckern. da schlägt eine Wachtel."

Ungläubig forschte der Mann im Gesicht seiner Frau. „Eine Wachtel? Und — deswegen . . ."

„Das Mariele hat noch keine gehört, und" Minna Korn legte ihrem Manne die Hand auf die Rechte, „wenn's gesagt ist, ist's ausgestanden. Ungesagtes macht viel mehr Not. Dem armen Menschen sitzt der Tod in der Brust. Mit dem muß man Erbarmen haben."

„Ja, Mutter, wie denn?"

„Vater, das sieht ein Blinder. Laß ihn reden. Dann kann ihm das Mariele später einmal Gutes tun. Ist's nit gesagt, findet sie den Weg nit, wenn er sie einmal braucht." Sie zerdrückte einen Tropfen im Augenwinkel. „Wem soviel gegeben ist wie dem Mariele, der kann auch viel Gutes tun."

„Übertreib nit, Mutter. Sie ist ein Mädel wie andere auch."

Minna Korn nickte ihrem Manne zu. „Weiß schon, darum soll sie ja auch auf den Hohlofenhof. — Komm, wir wollen schlafen gehen. Der Rudolf wird jetzt auch schlafen."

„Wenn er nit etwa Nachtschicht hat." —

Lehrer Siebert und das Mariele gingen das Dorf hinab. Am Berteles Häuschen klopfte das Mädchen an, der Mutter zu sagen, daß sie noch ein paar Schritte ins Feld ginge.

Nun schlenderten sie auf dem benachbarten Wegrain dahin. Der Abend war still und feierlich, das Land wallte in langen, ruhigen Wellen hinüber zum fernen Horizont, Sterne blinkten. Zu Seiten des Weges rauschte das Korn, Nachtschmetterlinge summten und schwirrten, und Fledermäuse huschten.

Da kam es hell und wohltönend aus dem Felde: „Pickberwick, pickberwick." Mariele Berteles stand still und lächelte. „Das ist sie."

„Ja", entgegnete Lehrer Siebert, „das ist sie."

Sie standen und lauschten, und in des Mädchens Augen lag eine kindliche Freude.

„Man kann es wohl als: Fürchte Gott, deuten", sagte sie leise. „Fürchte Gott, fürchte Gott."

„Die Bäuerin deutet es als: Fürcht dich nit."

Und das Mariele mit verhaltenem Jubel: „Fürcht mich auch nit."

„Ich auch nicht", antwortete der Lehrer.

„Warum sollten Sie sich denn fürchten?"

„Wir wollen uns doch ein Weilchen auf den Rain setzen. Der Abend kommt mir und Ihnen nicht wieder."

Er ließ sich in das Gras nieder, das Mariele setzte sich harmlos nicht weit von ihm mitten in die Glockenblumen, und die Wachtel schlug. Die beiden jungen Menschen schwiegen.

„Mariele", begann der junge Lehrer nach einer Weile, „ich möchte Ihnen etwas sagen."

Das Mädchen sah ihn erwartungsvoll an. „Warum wollen Sie das nit?"

„Ich möchte Ihnen von mir erzählen."

Marie Berteles empfand mit feinfühlendem Herzen, daß eine Last auf sie zurollen wollte.

„Von Ihnen?"

„Nur von mir. Und es soll Sie nicht belasten; denn ich . . . Mariele, meine Eltern sind früh gestorben."

„Ach Gott. Alle beide?"

„Beide. Wir tragen von Mutters Seite aus eine Krankheit in uns. Sie kennen sie. Ich bin aus der Stadt hierher gekommen, weil der Ort hoch liegt und die Luft rein ist. Es sollte besser werden."

„Ist's denn nit schon viel besser geworden?" fragte Marie Berteles warmherzig.

Lehrer Siebert antwortete nicht darauf.

„Ich war zehn Jahre alt, als die Mutter starb", fuhr der Mann fort, „und zwölf, als der Vater heimging. Seitdem war ich unter fremden Leuten. Es waren gute Leute, und sie hatten mich so gern, als wäre ich ihr eigen Kind. Nun bin ich seit fünf Jahren Lehrer. — Ich — werde mich im Herbste beurlauben lassen. Bis dahin mag's gehen. Länger kann ich es nicht verantworten."

„Dann gehen Sie und lassen sich ganz heilen", fiel das Mariele ein. „Hier sind die Winter kalt."

Lehrer Siebert lächelte. „Ich kenne den Winter, aber ich gehe trotzdem nicht fort. Vielleicht tue ich sogar bis Weihnachten Dienst. Länger kaum. Ich könnte es nicht verantworten. — Mariele, ich höre keine Wachtel wieder im Bärenacker. Seien Sie mir nicht böse, daß ich das sage. Ich will Ihnen den schönen Abend nicht verderben, nur daran denken sollen Sie dann und wann. Glauben Sie ja nicht, daß ich mich fürchte. Ich will die Zeit, die mir noch

bleibt, recht froh sein. Es ist ein heimlicher Reiz, auf der Kante zu stehen und hinüber- und herübergucken zu können. Hinüber: Die Wachtel sagt: Fürchte Gott, und ich komme nicht schlecht mit ihm zurecht. Und herüber: Da liegt alles so weit ausgebreitet da, als ob man es von einem schönen Berge aus sähe. Und alles ist mein. Ich habe gar nicht gewußt, daß alles einmal s o sehr mein sein würde. Ich drücke die ganze Welt an mich, sogar Sie, auch wenn ich Sie nicht anrühre." Er lächelte ihr zu wie ein großes Kind. „Alles, alles ist mein! Und was kann man da aus sich herausholen. Es kommt alles aus ganz anderer Tiefe und hat einen ganz anderen Klang. Wunderbar ist es. Denken Sie doch, wie das ist, wenn ich den Kindern sage: Kinder, so und so sieht die Geschichte aus. Mein Kollege hat mir auf meine Bitte den Religionsunterricht auf der Oberstufe überlassen. Er weiß warum, und ich weiß auch warum. Denken Sie, wenn so ein Junge oder Mädel in zehn, in zwanzig, in dreißig Jahren einmal seine Not mit sich und der Welt und dem Herrgott hat, und auf einmal denkt der Mensch an eine Stunde, in der wir miteinander geredet haben. Dann macht er einen Strich und ist fertig: Lehrer Siebert hat so und so gesagt, und der mußte es wissen, denn . . . Das ist ja mehr, als ein Mensch eigentlich ertragen kann! — Und nun war einmal eine Zeit, in der — sie ist vorbei, sage ich, damit Sie nicht etwa ängstigen — in der ich eine Dummheit gemacht, wenn nicht einer einen Damm davor gebaut hätte. Jetzt ist das ja alles vorbei, aber was hätte das werden sollen, wenn ich dem Mädchen, das ich lieb hatte, mein Herz ausgeschüttet und es mich wieder lieb gehabt hätte. Um Gotteswillen, was hätte das werden sollen! Das hätte ich ja nie verantworten können. Man läßt sich aber so leicht hineinreißen, denn, du liebe Zeit", er lächelte wehmütig, „man ist doch auch ein Mensch und hat seine heimlichen Träume. Dafür kann man nichts. Und es ist ja auch so fein. Wenn man sich das alles so ausmalt . . . Nun ist es vorbei, und — es ist nicht weniger schön. Wirklich." Eine schmale, krankenblasse Hand langte nach des Marieles Zopf, der im Grase lag, und strich darüber. „Gelt, Sie sind mir nicht böse. Ich komme Ihnen wirklich nicht einmal mit einem unrechten Gedanken zu nahe. Es ist alles, alles still, und nun freue ich mich bloß und möchte nur noch eins gern erleben: Ich möchte zu Ihrer Hochzeit die Orgel spielen."

Hatte Marie Berteles etwas von der Hohlofenbäuerin gelernt, so daß ein verzeihliches Täuschenwollen dahinter stand? Ach nein, sie war, wie sie im Kerne war, lebenstüchtig und wahr.

„Herr Lehrer", sagte sie und sah dem Manne mit weit offenen Augen in das Gesicht. „Sie hätten nix sagen sollen, aber ich bin doch nit böse, daß Sie es gesagt haben. Wohin ich gehöre, das wissen Sie."

„Und ich freue mich darüber."

„Aber leicht wird das nit sein, nein, das ist nit leicht. — Die Orgel aber sollen Sie spielen, und mit dem Sterben, Herr Lehrer, lassen Sie sich Zeit. Das hat nit solche Eile. Sie hören die Wachtel im Bärenacker wieder, und ich höre sie auch. Rudolf ist drunten in der Grube. Er ist ein Bergmann geworden. Ist ihm ganz gewiß nit leicht geworden und wird mir auch nit leicht. Aber das ist ein Übergang, und umsonst ist's auch nit. — Über acht Tage fängt die Heuernte an. Da hat man keine Zeit mehr zum Sinnieren. Ist gut, daß es so weit ist. — So, Herr Lehrer, und nun muß ich heimgehen, und wenn ich dem Rudolf einen schönen Gruß bestellen soll, dann will ich das gerne machen. Aber Sie müssen nun auch heimgehen. Da drüben steigt der Nebel auf, und das ist nix für Sie." Marie Berteles sprang auf, auch Lehrer Siebert war rasch auf den Beinen. Kindliche, helle Freude in den Augen, sagte er im Dahinschreiten: „Jetzt habe ich wenigstens eine Schwester gefunden."

Da lachte das Mädchen. „Ach, du mein, mit mir ist nit viel Staat zu machen. Ich habe nix gelernt, als was uns Kantor Ritter mitgegeben hat. — Gute Nacht, Herr Lehrer. Und nit wieder vom Sterben reden."

Leichtfüßig sprang sie in das Haus, und leicht ging Lehrer Siebert heimwärts. Er hatte eine gute Nacht, und in seine Träume herein klang es wie Wachtelschlag: „Fürchte dich nit!"

Viel schwerer war es Marie Berteles um das Herz. Das Leben brandete stark auf sie zu, und so tapfer sie sich gegen seine Wellen zu stellen versuchte, sie warfen sie doch zwischen Hoffen und Zagen hin und her.

*

Auch Heinrich Korn sehnte, wie das Mariele, die Heuernte herbei. Die Arbeit, die es jetzt zu tun gab, war zu unbedeutend für den Mann. Am Morgen vor Tau und Tag heraus, die Sense geschwungen, daß der Schweiß troff, in Sonnenglut das Heu gewendet, heimgefahren, es in die Scheune geschichtet, das war Arbeit, die den ganzen Menschen nahm. Es half alles Wehren nichts; acht Tage mußten noch ausgehalten werden. Viel zu viel Zeit zum Grübeln! Selbst das Pfeifen geht nicht recht. Kaum, daß sich der Mund spitzt, kommt so ein dummer Gedanke dazwischen: Herrgott, die Welt ist so schön und so weit, und da drunten ist es so finster und still und tückisch! Weg ist die Lust zum Pfeifen. Nur selten, daß sie stärker ist als die grauen Plagegeister. Und dann schallt es über den Hof, daß die Bäuerin vor sich hin lächelt: Du pudelnärrischer Mann, der noch immer nit mit sich zurechtkommen will. —

Sommerselig tändelt der Sonntag in das Dorf. Was soll man an solch langem Tage anfangen, wenn es einem in den Fäusten zuckt und im Herzen rumort, und man beides festhalten muß, Herz und Hand?

Der Städter denkt, nun geht der Bauer durch das Feld, sieht die roten Mohnblumen und freut sich ihrer, vernimmt der lieben alten Erde leises Raunen und holt aus seines Wesens tiefsten Tiefen alles Gute heraus. Der Bauer lacht über des Städters Gedanken.

Heinrich Korn schreitet an seinem Angeracker entlang. Das viele Unkraut drin! Alles ist wieder da, Kornblumen und Mohn und Winden und Wicken. Dunnerlichting, er hat doch keine schlechte Saat genommen, aber er muß ernsthaft darangehen, die faulen Köpfe wieder einmal aufzurütteln. Das Dorf muß eine ordentliche Reinigungsanlage haben.

Dabei sieht es auf seinen Feldern immer noch weit besser aus als auf den meisten andern. Dem Ender sein Hafer war ein richtiger Hedrichschlag, und jetzt hat er den Brand im Weizen. Der Mann kann einem leid tun. Er ist ein Heimtücker, natürlich, und ein Griesgram ist er auch und im ganzen ein Mensch, der das Pulver niemals erfunden hätte, aber man muß ihn trotz allem eher bedauern, als daß man ihm ernstlich böse ist.

Die Turmuhr schlägt und die Schläge hallen über das Feld. Erst drei. Was soll man den langen Nachmittag noch machen? Ei, Hohlöfner, du hast doch sonst gewußt, was du mit deinen Sonntagen anfangen solltest.

Heinrich Korn wendet sich, schreitet auf des Heimbergers Rain entlang, überquert die Viehtreibe und — landet im Wirtshausgarten. Du liebe Zeit, wo soll ein Bauer am Sonntagnachmittag sonst landen, wenn er nicht etwa zu den Narren gehört, die Bücher lesen. Und dazu gehört der Hohlöfner nicht. Das ist Weibersache, wenn's denn durchaus sein muß, und er ist oft genug ärgerlich gewesen, daß der Rudolf die Nase in die Bücher steckte. Bauer und Bücher! „Daß ich nit lache", denkt der Hohlöfner, als er das Zauntürle im Wirtshausgarten aufklinkt. Die Nachbarn sitzen unter der großen Kastanie, die Pfeifen brennen, und Widuwilds Vater unkt. Ihm nach kriegten sie eine schlechte Heuernte. Er könne sich auf seine Leichdörner verlassen.

Auch Ender ist da. Er spürt, daß er alles aufwenden muß, nicht außerhalb der Nachbarschaft zu kommen.

Darum nimmt er sich der Belange besonders an, die die ganze Gemeinde betreffen. Er ist Mitglied des Schulvorstandes, und da sind Dinge zur Sprache gekommen, die höchste Aufmerksamkeit erfordern, wenn Dummheiten verhütet werden sollen. Es brennt ihm richtig im Halse. Er muß seine Weisheit loswerden. Daß der Hohlöfner kommt, ist ihm nicht ganz nach der Mütze, aber in d e r Sache muß er ja unbedingt mit ihm gehen.

Breit und behaglich setzt sich Heinrich Korn auf den Stuhl, streckt die Beine von sich und wischt sich den Schweiß. „Könnten einen Regen brauchen, aber nit zu lange."

„Kriegst bald Regen genug", unkt Widuwilds Vater.

(Fortsetzung folgt).

Kleine Schwedenfahrt.

Tagebuchblätter einer Sommerreise
von M. H.

(Schluß.)

Rättvik.

An einer weiten Bucht des Siljansees liegt Rättvik, ein kleiner Kurort.

Vom Bahnsteig — der übrigens nur in Stockholm abgesperrt ist, sonst kann Jedermann in Schweden ohne Fahr- oder andere Karten auf alle Bahnhöfe, — also vom Bahnsteig ist man mit wenigen Schritten am Ufer dieses herrlichen Sees, dessen Wasser klar ist, wie das Gemüt der Schweden. An der einen Seite ziehen sich sanft ansteigende Hügelketten hin, die am See selbst unbewaldet sind, etwas weiter in das Land hinein dann aber mächtige Nadelwälder tragen. Auf der anderen Seite dehnt sich hinter einem herrlichen Badestrand ein Kiefernwald, durch den man schließlich zu der kleinen Halbinsel kommt, auf der die Kirche von Rättvik steht. Und vor uns der weite See mit seinen Buchten, Halbinseln und Inseln — es ist ein unvergeßlicher Anblick, der viel dazu beiträgt, sich, wie es in dem Volksliede heißt, immer wieder zurückzusehnen nach diesem Lande.

Unvergeßlich auch ein Bad in diesem See, der ein Paradies für Nichtschwimmer zu nennen ist. Denn Schwimmer müssen wohl erst 6—700 Meter in das Wasser gehen, bis ihnen dieses an die Schulter reicht.

Ein herrliches Wasser! Glasklar schaukelt es über dem Sande, der eine leicht rötliche Färbung hat. Die Strahlen der Sonne brechen sich in den sanften Wellenkämmen und zeichnen ein ewig gleitendes hellgelbes Ornament auf den rotgoldenen Seeboden, der wie ein riesiger Goldhintergrund russischer Ikonen wirkt.

Kein Wunder, daß der Badebetrieb auch vom Morgen bis in den späten Abend nicht abbrechen will. Gegen 9 Uhr ist er im vollsten Gange; denn wir leben ja im Norden und in der Zeit der hellen Nächte. Da steht die Sonne lange am Himmel und die Menschheit dankt es ihr, indem sie sich nicht allzu früh in die Häuser zurückzieht. Die Dunkelheit und der Winter sind lang genug.

Midsommerdag.

Die Länge des Winters und der Dunkelheit erklären auch, daß das größte Volksfest in Schweden der Midsommerdag ist, der längste Tag, an dem die Sonne in manchen schwedischen Orten überhaupt nicht untergeht.

Während man in Deutschland das Fest der Sonnenwende begeht und die Flammen der Holzstöße zum Himmel lohen, während in Polen der Johannistag gefeiert wird, an dem die bunten Blumenkränze auf den Strömen talwärts gleiten, herrscht in Schweden ein frohes Treiben um den Maibaum. Das ist ein von Grün umwundener Mast mit einem großen Stern oder Kränzen an der Spitze. Er steht in jeder Gemeinde auf einem weiten Platz. Die Menge tanzt um ihn herum in frohem Taumel, denn die Sonne, die nun wieder von Tag zu Tag weiter nach dem Süden abrücken wird, ist heut am längsten über uns. Jubelnd schwingen Alt und Jung im Kreise um den Maibaum herum im Takte schwedischer Volksweisen. Am beliebtesten scheint der Hambo zu sein, ein Volkstanz, der viel Ähnlichkeit mit unserem Rheinländer hat.

Der Fremde sieht auf das bunte Gewoge der Festwiesen. Aber mehr noch als Klänge und Weisen, als fröhliche Trachten und Tänze, als das ganze Fest und sein schöner Sinn, fesselt etwas anderes: Die helle Nacht.

Hier am Siljan ist man noch nicht nördlich genug, um das Erlebnis der Mitternachtssonne genießen zu können. Gegen 10 Uhr etwa ist die Sonne untergegangen, aber der Himmel ist noch immer von flimmernder Helle, die mählich, allmählich erst verblaßt. Dann, etwa gegen Mitternacht, hat ein Grau am Himmel Platz gegriffen, das wie leichter Nebel scheint. Aber es ist so hell um uns, daß man jedes Gesicht erkennen kann. Und bald beginnt dieses grandiose Farbenspiel über uns, das den Sonnenaufgang schon wieder ankündigt. Unmerklich fast wird das Grau der Himmelsfarbe um einige Grade heller, nimmt eine rötlich-opalisierende Färbung an, die über alle Variationen des Lila und Violett in goldüberstrahltes Blau übergeht. Und dann wird es immer lichter, taghell über uns. Doch noch steht die Sonne nicht am Himmel. Sie erscheint viel später. Dann erst ist die Nacht vorbei, die keine war.

Helle Nacht. Während in den Breiten, in denen wir zu Hause sind, um diese Zeit noch Dunkelheit über den Schläfern liegt, glänzt hier schon alles in Licht. Und das Volk feiert das große Wunder der Sonne.

Ausklang.

Nach den Tagen, angefüllt mit Erlebnissen tausendfacher Art braucht man solche der Ruhe zur „Verdauung der Eindrücke". Man kann nicht dauernd durch die Welt jagen und immer, immer wieder Neues sehen. Man braucht dann Ausspannung und Ruhe, nicht nur für die Füße, sondern auch für das Auge und besonders das Hirn.

Es ist gut, wenn man sich als das Endziel einer solchen Reise eines dieser hübschen schwedischen Häuschen ausgewählt hat, das gastfreundlich seine Türen öffnet und dessen liebenswürdige Bewohner dem Fremden mit einem herzlichen Willkommen entgegentreten, wie in dem hier geschilderten Fall, da das Häuschen in Gefle, ganz am Rande der Stadt, in einem schönen terrassenartigen Garten dicht am Walde stand.

In solch stillem Heim kann man über all den Dingen, die Erklärung fordern — und davon hat sich im Laufe der Reise eine ganze Menge angehäuft — fast das herrliche Gebäck einer tüchtigen Hausfrau vergessen. Fast, denn man tuts nicht, vergißt es ebensowenig wie die anderen Kostbarkeiten, die so im Laufe des Tages auf den Tisch des Hauses oder einen im Garten gezaubert wurden und die heute wie Märchen aus tausend und einer hellen Nacht erscheinen.

Da müssen im Gespräch mit dem Landeskundigen so viele Bilder ergänzt werden, die für den Fremden noch lückenhaft waren, oder es muß vieles richtiggestellt werden, was mißverstanden oder schief gesehen war. Da kann man schwedische Gedichte übertragen, schwedische Lieder und Melodien hören, und vor allem — was so vielen Reisenden vorenthalten bleibt — einen Einblick in einen bürgerlichen Haushalt gewinnen. Denn die Hotels sind wohl in aller Welt gleich — mit kleinen Abweichungen natürlich. Und wer nur in ihnen wohnen kann, hat wenig Berührung mit der Fremde.

Hier hat man aber Gelegenheit, durch Häuser zu gehen und kann Menschen und Sitten kennenlernen. Es ist ein herzerfrischender Lehrgang, denn dieses Volk ist in allen seinen Schichten ein glückliches Volk, gesegnet mit materiellen und ideellen Gütern. Die Armut unseres Landes tritt einem hier im Vergleich mit diesen Zuständen erst ganz kraß vor Augen.

Spaziergänge zum Hafen, durch die schönen Anlagen der Stadt oder eine wundervolle Autopartie an die Felsenküste von Furuvik bringen Abwechslung und neue Erlebnisse. Auf solche Art gehen die schönen Tage von Gefle allzu schnell vorüber. Plötzlich ist die Stunde da, in der man Abschied nehmen muß von lieben Menschen, von einem gastfreundlichen Heim. Ein Händedruck noch und frohes Winken, dann setzt sich der Zug in Bewegung, nach Süden und der Heimat zu. Während die Wagen am Bottnischen Meerbusen entlangrollen, hämmern die Räder einen leisen, traurigen Rhythmus ins Blut. Man sitzt ganz still und die Gedanken eilen zurück. Man schwelgt in Erinnerungen und klammert sich so an die Gegenwart, die zu entschwinden droht. Durch die Freude am Geschauten, durch den Dank an Menschen und Land klingt wehmütig ein Gefühl der Trauer: Jede Stunde, jede Minute entrückt uns mehr und mehr all diesem Schönen. Und immer deutlicher dringt die Gewißheit durch, daß man wiederkehren wird, um all das wiederzusehen. Das Volkslied hat schon recht: „Wer dies Land einmal geschaut, sehnt immer wieder sich nach ihm zurück." Und diese Gewißheit läßt das Heimweh nach der Ferne, das schon hier in der Ferne erwacht, leichter ertragen.

Noch einmal grüßt man Uppsala, noch einmal Stockholm. Im Schlafwagen, der uns nach Süden bringt, trifft man mit einem Pianisten zusammen, der Bromberg kennt und hier im vergangenen Jahre konzertierte. Am nächsten Morgen ist man in Malmö, kurze Zeit darauf in Trälle-

borg. Der Zug gleitet auf das riesige Trajektschiff und in vier Stunden sind wir über die Ostsee hinweg. Heiter winken die weißen Kreidefelsen von Rügen aus dem satten Grün: Deutschland. Der gleiche Wagen, den wir in Stockholm bestiegen, bringt uns bis Berlin. Und als dann der polnische Zollbeamte in Miasteczko die Bleiplombe von der Reiseschreibmaschine schneidet, die sein Danziger Kollege bei der Ausreise angelegt hat, dann weiß man, daß diese herrliche Reise nun endgültig vorbei ist. Dann ist man daheim.

— Schluß. —

Im Briefkasten.

Skizze von Erik Lorenssen †.

Ein breiter, brauner Schreibtisch, weiß von gediegener Geistigkeit und überlegener Kritik. Dicke Ledersessel umstehen ihn in gelassener Würde. Auf der dunkelblauen Tuchbespannung der Schreibtischunterlage liegt ein angefangener Brief. Er ist noch nicht über die ersten Worte hinausgekommen: „Zu unserem Bedauern . . .“ Der Füllfederhalter liegt quer über der japanischen Bronzeschale, hastig hingeworfen infolge dringenderer Unterbrechung. Die großen Goldtitel auf den Bücherrücken glänzen matt. — —

Nein, nein, Yvaix war nicht Paris. Keiner wußte so gut wie Alphons Perie, daß da von einem Vergleich nicht die geringste Rede sein konnte. Yvaix war ein schmutziges, trostloses Nest in der Bretagne, mit stumpfen Menschen und einer abscheulich dumpfen, toten Stelle, die an der Kehle würgte.

Aber jeder Glanz der Lichtstadt wurde fahl und bleich vor der Tatsache, daß Alphons im Quartier latin verhungert wäre. So blieb es ein Gnadengeschenk des Schicksals, daß er im letzten Augenblick den Klauen des menschenfresserischen Steinungeheuers entkam und in das geerbte Häuschen eines längst vergessenen Verwandten flüchten konnte.

Die Schwindsucht brachte er mit und eine wesenlose, blaß umrissene Enttäuschung, aber zutiefst in dem dürftigen Bündel hatte sich bei Palette und Farbentuben noch ein heimliches Restchen Hoffnung eingeschlichen.

Alphons empfand es als keine Schande, daß er sein Leben mit dem Anstreichen von Gartenzäunen und verräucherten Deckenbalken fristen mußte. Woher hätten die Leute von Yvaix wohl einen anderen Begriff von einem Maler nehmen sollen? Und er war froh, auf diese Weise den täglichen Sorgen enthoben zu sein, von denen er wußte, daß sie das Dasein zur Hölle machen konnten. Mit seinem farbenfleckigen Kittel zog er Tag für Tag herum, einen grünen oder weißen Topf in der Hand, ganz wie es verlangt wurde.

Doch wenn er dann so viel geschafft hatte, daß es für das Weißbrot und die Zeitungen aus Paris reichte, strebte er so eilfertig seiner Behausung zu, daß die firnißsteifen Rockenden klatschend gegen die mageren Beine schlugen. Dann stellte er die Insignien seiner Fron in die Ecke, und ein ganz anderer Alphons kam zum Vorschein.

Ein Alphons, der mit schiefgeneigtem Kopf prüfend die große Leinwand betrachtete, einen zögernden Pinselstrich tat und dann vorsichtig einige Schritte zurück ging, um die Wirkung aus der Ferne kennen zu lernen. Ein Alphons, der mit heißem Kopf und blitzenden Augen das Werk seiner Gedanken auf die Fläche zu bannen trachtete, die große Komposition, welche die Lichtstadt und ihr Urteil in Unrecht setzen würde. Und er mischte die Farben und arbeitete rastlos, bis das hartnäckige Flimmern vor den Augen wieder da war und das Stechen in der Brust, das einen hohlen Husten emporquälte.

Dann setzte er sich mit geschlossenen Lidern ans offene Fenster, ließ den kühlen Wind über die fiebernde Stirn streichen und horchte auf die tagmüden Vogelstimmen draußen im Garten, deren letzte, schlaftrunkene Triller wie ferne Jubelmusik in seine Träume klangen.

Alphons wußte wohl, daß er sich beeilen mußte. Was auch das ferne Paris an spätem Ruhm gutmachen konnte, das Eine hatte es unwiederbringlich genommen, und das Hohelied seiner Kunst würde auch sein Schwanengesang sein. —

Das Bild auf der Leinwand war vollendet, der letzte feierliche Hammerschlag an der flachen Kiste getan. Die rollenden Räder trugen es ins Land hinaus. Säuberlich hatte Alphons die Adresse der Akademie auf den anhängenden Zettel geschrieben und mit starren Blicken den gefühllosen Güterwagen nachgesehen, die nichts von einer Frühjahrsausstellung wußten und so gleichmütig gegen den Horizont ratterten, als gäbe es keine Zukunft und keine silberne oder goldene Medaille. Dann keuchte er schwerfällig in seine Einsamkeit zurück.

Alphons Perie arbeitete nach diesem Tage nicht mehr. Sein karger Sparpfennig reichte für einige Zeit, und inzwischen mußte ja die Nachricht kommen. Die Nachricht aus Paris, die ein vertanes Leben ausglich und dem Schlußpunkt hinter der Geschichte eines mühseligen Scharwerks die feierliche Wucht eines Gedenksteins gab.

Es war unter der Würde, den alten, schnapsduftenden Postboten von diesen Erwartungen etwas merken zu lassen. Erst wenn dieser am Zaun vorbeigetorkelt war, schleppte sich Alphons zum Briefkasten und wühlte mit zitternden Fingern zwischen den Zeitungen nach der einen, einzigen Botschaft. Und war das Suchen wieder erfolglos gewesen, dann mühte er sich zu der Bank vor dem Fenster zurück, saß in der Sonne, brockte mit schmalen, durchsichtigen Händen seinen gefiederten Freunden das Stückchen Weißbrot des Tages und träumte mit schwachem Lächeln der Welt, in dem für ihn noch eine Verheißung beschlossen war.

Eines Morgens war er unfähig zu dem armseligen Gang an die Pforte. Er sah vom Bett auf die huschenden Vögel, die hungrig nach dem gewohnten Futter schrien, und versuchte kraftlos, ihnen durchs Fenster ihren Anteil an der Mahlzeit hinauszuwerfen. Schwer ließ er sich in die Kissen zurückfallen.

Aber die zähe Hoffnung erzwang ein letztes Aufflackern. Alphons Perie fand noch einmal die Kraft, den Weg seiner sehnsüchtigen Erwartung zu gehen. Da traf er den alten Postbeamten brummend und scheltend vor dem Zaun, wie er ratlos mit den Zeitungen in der Hand dastand und sich nicht zu helfen wußte.

Ein dreistes Meisenpärchen hatte sich den Briefkasten zum Wohnort erkoren, und das Männchen saß auf einem Zweig in der Nähe und zeterte empört und aufgeregt gegen den Störenfried.

Alphons lächelte schmerzlich über die ahnungslosen Tiere, die just diesen wichtigen Platz für sich in Anspruch nahmen, und vereinbarte mit dem knurrenden Briefträger, daß ihm dieser von jetzt an die Post hineinbringen solle. Ganz zufrieden war er mit dieser Lösung, die ihm die Wegmühe seiner Sehnsucht sparte. Dann kehrte er auf sein Lager zurück, um es nicht mehr zu verlassen. — —

Alphons Perie hat keine Gewißheit bekommen. Fünf Tage später begruben sie ihn auf dem kahlen Friedhof von Yvaix. So blieb ihm die grausame Enttäuschung erspart, zu erfahren, daß man in dem klugen Paris sein Bild nicht einmal für wert gefunden hatte, in der Ausstellung aufgehängt zu werden.

Unter den Halmen und Federn des Meisennestes liegt wohlverborgen der Brief der Akademie. Jenes nun vollendete Schreiben von dem breiten, braunen Schreibtisch, das da anfängt: „Zu unserem Bedauern . . .“

✻ Lustige Rundschau 

*** Natürlich — Schottland.** Ein alter Schotte saß vor seiner niederen Hütte. Plötzlich fuhr ein fabelhafter Wagen vor, und aus dem Wagen stieg ein elegant gekleideter Mann, der geradeswegs auf den Alten zuging, ihn umarmte und ausrief: „Vater, erkennst du mich nicht mehr? Ich bin dein Sohn, der, als du ihn einmal, so vor 20 Jahren, um Tabak schicktest, durchging . . . Ich fuhr nach Kanada, hatte dort Glück, denn ich fand eine Goldader, und jetzt bin ich ein reicher Mann!“ Der Alte verzog keine Miene und sagte bloß: „Hast du den Tabak mitgebracht?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.